

cher, aber im „Acker“ gibt es nicht nur Steine der Arbeit, sondern auch beglückende Früchte.

## Josef Fipp

### Zur Trennung von wichtigen und unwichtigen Dingen

Es liegt weitgehend am einzelnen Priester, ob er überlastet ist bzw. sich überlastet fühlt oder nicht. Die Überlastung ist meiner Erfahrung nach kein allgemeines Problem und auch nicht zu jeder Zeit gegeben. Im Gefühl ständiger Überlastung könnten wir nicht leben und schon gar nicht seelsorgerlich gut wirken. Die gestellte Frage zielt deswegen wohl dahin: wie trennen die Seelsorger in der Praxis die wichtigen von den unwichtigen Dingen? Wie schaffen sie es, Arbeiten liegen zu lassen, sich Ruhe zu nehmen und dennoch kein schlechtes Gewissen zu haben?

Meine Situation in einer Vorstadtgemeinde von Osnabrück mit etwa 2000 Gemeindemitgliedern ist dadurch gekennzeichnet, daß ich im Nebenamt die Militärseelsorge für etwa 500 Soldaten im Standort Osnabrück wahrnehmen muß. Als Ausgleich ist mir mit halber Stundenzahl ein Pastoralassistent (Hochschulstudium) beigegeben, der sich vor allem der Kinder- und Jugendarbeit in der Gemeinde annimmt.

Da die Militärseelsorge ein Nebenamt für mich ist, kann ich hier nicht alle die Aufgaben wahrnehmen, die sich anböten. Schwerpunkt ist hier der Lebenskundliche Unterricht, der für alle Soldaten monatlich angeboten wird. Durch gelegentliche Veranstaltungen außerhalb der Kaserne und mehr zufällige Begegnungen in der Kaserne versuche ich, persönliche Kontakte zu knüpfen, ohne die kein seelsorgerlicher Kontakt zustande käme. Da die meisten Soldaten außerhalb der Kaserne wohnen, sind Hausbesuche sehr zeitaufwendig und daher nicht zu realisieren. Der ständige Wechsel der Soldaten kommt erschwerend hinzu.

In diesem Bereich empfinde ich besonders

mein Unvermögen, genügend Zeit für die Soldaten aufwenden zu können.

In der Gemeindegeseelsorge versuche ich, ein einigermaßen ausgewogenes Verhältnis zwischen den drei Aufgaben: Liturgia—Martyria—Diakonia zu wahren.

Für die Vorbereitung der Sonntagsmessen und Predigten nehme ich mir viel Zeit, schließlich ist der Sonntagsgottesdienst für viele Gemeindemitglieder das entscheidende religiöse Tun der Woche. Für die Glaubensverkündigung liegt mein persönlicher Schwerpunkt bei den Erwachsenen. Hier folge ich sicher auch einer persönlichen Neigung. Wir haben einige Gesprächskreise, die schon über Jahre laufen und persönliche Kontakte und Gespräche ermöglichen.

In der Sakramentenvorbereitung schalten wir immer Mütter (Buße und Eucharistie) sowie junge Erwachsene (Firmung) ein. Mit diesen Multiplikatoren haben wir intensive Gespräche.

Die Diakonie beschränkt sich in der Hauptsache auf die Besuche alter und kranker Gemeindemitglieder (Geburtstage und Krankenbesuche), sowie auf die Betreuung der Angehörigen in Trauerfällen. (Besuche vor und nach der Beerdigung, ein persönlicher Brief und ein Blumengruß zu Weihnachten an alle Angehörigen der im letzten Jahr Verstorbenen.) Hier versuchen wir, den Sozialausschuß des PGR einzuschalten, der sich in letzter Zeit mit dem Thema: Wie können wir Trauernde trösten? beschäftigt.

Als Defizite empfinde ich besonders: zu wenig Zeit zu persönlichen Kontakten mit Jugendlichen. Bei den Hausbesuchen fallen bestimmte Gruppen der Gemeinde (Mittelalter) aus. (Systematische Hausbesuche scheitern nicht nur an der Zeit, sondern auch daran, daß der Seelsorger heute nur noch nach vorheriger Anmeldung in der Feierabendzeit kommen kann und dann auch Zeit mitbringen muß.)

Viel Arbeit muß über die Multiplikatoren geschehen. Die Leute haben sich daran gewöhnt, daß der Pastor nicht alles selber machen kann, wenn das viele auch noch im Geheimen erwarten.

Die Verwaltungsarbeit belastet mich we-

nig. Hier findet man leicht Laien, die für bürokratische oder technische Aufgaben aus ihrem Beruf viel mehr Erfahrung mitbringen als der Priester und sich im allgemeinen gern engagieren.

Als Zeit zur Besinnung nehme ich mir die Zeit vor der Morgenmesse (wenigstens eine halbe Stunde). Diese Übung möchte ich nicht mehr missen.

Wenn es geht, nehme ich mir den Donnerstagnachmittag frei, was sich allerdings oft genug nicht verwirklichen läßt. An ein bis zwei Abenden im Monat besuche ich Freunde (Priester oder Familien). Auch diese Entspannung ist für mich wichtig. Man kann nicht immer „im Dienst“ sein.

Für regelmäßigen Jahresurlaub (3 Sonntage) ist bei uns gesorgt, weil wir mit zwei anderen Gemeinden in der Nachbarschaft zusammenarbeiten und uns regelmäßig vertreten.

Nun sieht es fast so aus, als ob hier alles glatt liefe und es kaum Probleme gäbe; das ist natürlich nicht so. Oft sind es Kleinigkeiten, über die sich die Leute ärgern und ich auch. (Da hat man einen Geburtstag vergessen oder einen Raum im Pfarrheim doppelt vergeben usw.) Aber größer als der Ärger ist die Freude: trotz allem lautlosen Auszug aus der Kirche gibt es viel echten Glauben und Engagement für die Kirche. Das steckt mich an und macht mir Spaß und hilft mir auch ein gutes Stück weiter.

## Normann Hepp

### Nicht nur arbeiten, sondern leben

Ich sitze allein vor der behägigen Almhütte und habe nichts zu tun: Urlaub!

Der Alltag ist weit, weit weg. Warum eigentlich so oft Hektik und Überlastung? Ich bin Pfarrer in einer Neubaupfarrei mit etwa 5.000 Einwohnern — für Münchner Verhältnisse eine kleine Pfarrei. Nachdem der Neubau beendet war, hoffte ich auf stillere Zeiten, aber meist sind die *Anforderungen* doch sehr hoch: Mitarbeiter, mit denen ich sprechen, planen oder Konflikte klären soll; so viele Bewohner, die mich

privat zu sich einladen, aber auch nach längeren Einzelkontakten nicht am Leben der Gemeinde teilnehmen; die Veranstaltungen, an denen ich zur Dekoration teilnehmen soll — nein sagen, ohne zu verletzen; Verwaltung, Baumängelrügen, Dienstbesprechungen usw. usw. Die Summe macht's. Manchmal liegt's auch daran, daß alles zusammenkommt: zwei oder drei Wochen hintereinander jeder Abend verplant. Schlechtes Timing? Gelegentlich fühle ich mich auch dadurch überfordert, daß jeder von mir erwartet, daß ich unentwegt freundlich sein und stets Zeit gerade für ihn haben soll.

Jesus hatte es schön: er mußte kein Pfarrzentrum verwalten und keine Pfarrei versorgen. Er konnte von Dorf zu Dorf wandern, von Haus zu Haus, von Feuerstelle zu Feuerstelle!

Ich glaube, *wir arbeiten zu viel und leben zu wenig*. Verräterisch ist der Sprachgebrauch *Gemeindearbeit*, *Jugendarbeit* usw. auch bei den Ehrenamtlichen. Arbeit ist zwar nichts Negatives, aber heiter leben, zwanglos Menschsein, fröhlich feiern, das ist mehr, und daran fehlt's wohl unseren Gemeinden. Anders kann ich mir nicht erklären, warum so viele — gerade einfache Menschen, besonders aus den Sozialwohnungen — in unserer Gemeinde nicht mehr auftauchen, nachdem etliche Tüchtige (besonders aus den später fertiggestellten Eigentumswohnungen) in Pfarrgemeinderat und Arbeitskreisen die *Gemeindearbeit* mit Planung, Diskussion, thematischer Bildung und Ähnlichem prägen.

Gerade deswegen möchte ich in der Pfarrei nicht nur arbeiten, sondern auch Dinge tun, die mir (und anderen) *Spaß machen*: ein Spaziergang durch die Pfarrei (da kann ich oft mehr Beichten hören als im Beichtstuhl); eine Busfahrt in die Berge (Bewegung, Natur, zwanglose Kontakte); Zeit haben für Jugendliche (sie sind noch nicht so „verarbeitet“ wie wir Erwachsene); oder ich setze mich mit meiner Flöte auf eine Anlagenbank und blase in die Pfarrei hinein (das Echo auf diese Töne ist bei manchen stärker als das Echo auf meine Predigten); ich habe kein Fernsehgerät, dadurch bleibt mir mehr Zeit für Lektüre, Besuche oder